

(Nachdruck verboten.)

Der Flurschütz.

Roman von Alfred Bod.

Der Bettelkaspar hatte sich den Frauenklenten zugesellt und tischte ihnen allerhand Spitzgeschichten auf. Das war sein Feld. Ueber den Michelsteich hatte er einen Irrewisch fliegen sehen und ihm nachgerufen:

„Irrewisch, brennst wie Sawwerstroß,
Komm und leucht mir auch e so;
Wann du mich träist für der Tür,
Därst du mir geben einen Tritt himme für.“

Die Weiber lachten, der Bettelkaspar aber sagte ganz ernsthaft:

„Da ist nix zu lachen. Hat doch der Pfarrer erst neu-lich gepredigt: viele Dinge giebt es zwischen Himmel und Erde, wovon eure Menschenweisheit sich nichts träumen läßt.“

„Das ist wahr.“ bekräftigte die Sägmüllerin, „ich brauch' bloß an die Geschicht' mit dem rote Kuhlche zu gedenken.“

„Was war's mit dem rote Kuhlche?“ ging man sie an. Die Sägmüllerin setzte eine gewichtige Miene auf.

„Ich sein doch von Gonterskirchen. Da ist's passiert. Und ich hab's rote Kuhlche gut gekannt. Das war ein Eiterbiffer, ein roher Müpel, schlug seine Frau und riß sie an den Haaren herum. Die Frau duckt' sich und war maustestill. Aber die Haar' hat sie aufgehoben, die der Unfläter ihr ausreizen that. Wie's Kuhlche — zum Glück — gestorben war, spricht die Frau: Weil Du mich so mißhandelt hast, sollst Du im Grab keine Ruhe haben. Und legt ihm den Büchel Haar' unter den Kopf. No wird er begraben. Auf einmal thut's da drunten ein' Krach. Die Mannsleut ziehen den Sarg herauf und gucken nach. Gott sei bei uns! Hat sich's Kuhlche herumgedreht und liegt akurat auf'm Gesicht. Da haben sie den Haarbüchel weggethan, daß er ehener doch seine Aus' haben sollt.“

Die Weiber überließ es kalt, und der Bettelkaspar that ein übriges, ihnen das Grufeln beizubringen. —

Drüben bei den Männern zahlte eben der Sägmüller die Hänseleien des Ortsdieners mit doppelter Münze heim und berührte Vorkommnisse aus der Amtsthätigkeit des Dorfpolizisten, die diesen in ein schiefes Licht stellten. Um ein Haar, und die beiden wären aneinander geraten. Da winkte Jakob, der „Waler“, seinem Vater mit den Augen zu. Dieser erhob sich und gab damit das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Auf der Straße schimpfte der Sägmüller über das knidserige Leid. Der Flurschütz, der Knanser, habe nicht einmal ein Ränchen Branntwein ausgegeben. Der Ortsdiener, dessen Vereiztheit gegen den Schiedsmann mit einem Male verfloren war, spuckte aus und behauptete, die Wecksuppe habe wie Spüllicht geschmeckt.

Der Rahenhannes aber, der schwer geladen hatte, sagte den Bettelkaspar unter den Arm und sang:

„Der Kurfürst von Hessen
Ist ein Kreuzbraver Mann,
Denn er kleidet seine Soldaten
So gut wie er kann.“

Der Kurfürst von Hessen,
Der hat es geahnt,
Daß alle jungen Burschen
Müssen werden Soldat.

Und die Hübschen und die Feinen,
Die sucht man heraus,
Und die Lahmen und die Dudligen
Die läßt man zu Haus.“

Die Gesellschaft marschierte im Tritt hinter dem Sänger her. Vor dem Wirtshaus zur Krone wurde Halt gemacht.

„Ihr Weibsklent“, gebot der Ortsdiener, „geht ehener heim und wärmt als die Vetter. Wir haben uns noch was zu ver-zählen.“

Die Frauen gehorchten, die Männer zogen mitsammen in die Krone, ihren großen Brand zu löschen.

II.

Es war noch völlig dunkel am andern Morgen, als die Schnappersgritt an Jakobs Kammer pochte. Dieser hatte einen dreistündigen Marsch in die Stadt vor sich, gegen neun Uhr ging sein Zug nach Düsseldorf. Flink kleidete er sich an und begab sich in die Stube hinunter, wo der Vater bereits seiner harrete.

„Wie ist's dann mit Geld, Jakob?“ fragte der Flurschütz. „Ich hab' schon noch,“ versetzte Jakob, „aber dessentwegen könn' ich doch was brauchen.“

Der Flurschütz langte aus dem Wandschrank eine Geldrolle hervor und übergab sie seinem Sohn.

„Gud, Jakob, ich hab' mit Deiner Mutter nie nix vorgehabt, nur über Dich haben wir uns als gekappelt. Kein Wunder! Sie hat sich's vom Mund abgepart, daß sie Dir die Markstücke schicken könn'. Das hat mich gewurmt. Meine Sprach' war, man soll sich nicht ehnder ausziehen, als bis man schlafen geht. Ich weiß wohl, wann ich braunzen um Geld. Mir hast Du die Gunn gar nicht angethan, da-drum anzuhalten, hast gemeint, Du mußt Dich hinter die Mutter stecken.“

„Ich hab' mich inschertert,“ wandte Jakob ein, „wo Du doch schon Deine achtzig Mark den Monat giebst.“

„Und fünfundzwanzig der Weißbinder Mähl — daß Du's nicht vergißt.“

„Ja, Vater, 's ist barbarisch teuer da drunten.“

„Kann sein.“

Der Flurschütz ging ein paarmal in der Stube auf und ab und blieb dann vor seinem Sohne stehen.

„Wie lang' denkst Du dann noch die Hosen auf der Kunstschul' zu verrötschen?“

„Noch ein halbes Jahr, hat der Professor gemeint, hernach könn' ich ankommen, wo ich wollt.“

„Ich leg' Dir nix in den Weg, wann Du Deine Sach' nicht verthust.“

„Bei Leib nicht, Vater.“

Der Flurschütz sah den Burschen scharf an.

„Gud, Jakob, ich bin nicht für das Heimscheln, und was ein Duamäuser ist, mit dem sein ich schnell fertig.“

Jakob senkte vor dem durchdringenden Blick des Vaters den Kopf.

Dieser kreuzte die Arme über der Brust und sagte:

„Nacht Tag' nach Pfingsten ist dem Briefträger Becker sein Heinz herunter ins Westfälische gemacht. Und ist auch in Düsseldorf bei Dir gewest —“

„Ei dadedon weiß ich ja gar nix,“ unterbrach Jakob den Vater.

„Dessentwegen sprech' ich dadrüber. Der Heinz hat's dernacher haarlein verzählt. Ge klopf in aller Früh' an Deine Stub'. 's thut ihm keins auf. Ge klopf wieder. Et geht die Thür auf, und so'n struvelig Weibsbild steckt den Kopf heraus. Der Herr Schwalb, sagt die, thät noch schlafen. No, der Heinz ist nicht auf den Kopf gefallen, hat sein Teil gedacht und hat sich fortgemacht. Sag' mal, wen hatt'st Du dann da bei Dir einlogiert?“

„Hab's schier vergessen,“ stotterte Jakob puterrot.

Der Flurschütz hatte ihn auf dem Korn.

„Gud, Jakob, da geh'n die Markstücke hin, Et zissel Dich heraus. 's ist aktrat wie beim Militär, wo Du Dein Geld für das Weibsgeschirr verjudert hast.“

„Sacht, Vater, sacht,“ wollte sich Jakob verteidigen. Der Flurschütz aber schnitt ihm das Wort ab.

„Schweig still, da giebl's nix zu verdußeln. Gud, Deine Mutter hat nie nix bei mir anzustehn gehabt. Ich hab' sie hochgehalten und ästemiert. Und doch hatt' sie als junge Frau ihren Braut. Von wegen ihrem Vater. In seinem Ort haben sie ihn den Waldbod' geheizen. 's ist einem, weiß Gott, zu schameliich, dadrüber zu schwägen. No kurz und gut. Der hat sich als geheirater Mann in den Wald gelegt und hat auf die Wädercher Jagd gemacht, die da durchpassiert sind. Und hat auch vor Gericht gestanden. Und ist an seiner Schlechtigkeit zu Grund gegangen. Wann man sich das so vorstellt und Dich eh betracht', kommt man auf artliche Gedanken: Das Gelütrige, sag' ich, steckt als im Blut. Jakob, seh' Dich vor! wann Du in der Bedrullje bist, ich

helf' Dir nicht heraus. Und streck' Dich nach Deiner Deck'. Und halt' Dich sauber!"

Es schlug halb sechs. Jakob warf seinen Ranzen über den Rücken, bot dem Vater die Hand und schied. Die Schnappersgritt gab ihm bis zu ihrem Häuschen das Geleit. —

Als der Tag graute, legte der Flurschütz seine Dienstabzeichen an und verließ das Haus. Draußen blieb er nachdenklich stehen, bog dann in eine Seitengasse ein und stieg den Hang zum Friedhof hinauf. Ueber Nacht war reichlicher Schnee gefallen, der mählich bei lindem Südwest wieder schmolz. Auf glitschigem Pfade feste der Flurschütz den Knotenstock fest ein, daß sein Körper Halt gewann. Jetzt hatte er die Höhe erreicht. Noch ein paar Schritte vorwärts, und er stand am Grabe seiner Frau. Er legte den Stock beiseite und faltete die Hände. Wie hatte der Pfarrer gesprochen? Als Christin hat sie gelebt, und selig ist sie abgegangen. Da hatte er recht. Sie war eine fromme Frau. Die Krankheit hatte sie schreckhaft überfallen, aber wie's aufs Letzte ging, hatte sie doch einen schönen Tod, that keinen Auck und Juck. Ja, ihr war wohl. Wenn er auch erst so weit wäre. Zwar stand er noch mitten in seiner Mannheit und Kraft, allein wie sollt' es künftighin werden? Wenn man vierundzwanzig Jahre beweibt war, und die Frau starb einem jählings weg, das war grausam hat. Drüben am Geiersberg standen zwei Blutbuchen, ihr Geäst hatte sich verschlungen. Hieb man die eine nieder, mußte man gewißlich auch die andre fällen. Und kam ihre Zeit, so sanken sie mitammen. Mann und Frau, die in guter Ehehaft lebten, waren selbender verwachsen. Und doch geschah's gar selten, daß der Sensenmann sie beide traf. Eines mußte vor dem andern fort. Ja, der Mensch war kein Baum und hatte seine Vernünftigkeit. Freilich, freilich! Und doch kam man sich jetzt überhuppelt vor und verspürte inwendig ein Joppeln und Nagen, daß man am liebsten gleich abfahren thät.

Er bückte sich nieder und schüttelte den Schnee von den Totenkränzen. Dabei sank er tief in das lockere Erdreich ein. Rasch trat er zurück. Ja, abfahren! Das schwächte man so hin. Es starb sich nicht so schnell. Wenn man lebendig war, war's eben nicht auszudenken, wie man da drunten haussez sein konnte. Das Simelker'n half nichts. Man mußte sich aufrappeln, unter das Menschenwolk gehen und seine Arbeit thun.

Er nahm seinen Knotenstock wieder zur Hand und schritt langsam dem Ausgang des Friedhofs zu.

Die nächste Sorge war, daß sein Hausstand in Ordnung blieb. Viel war nicht zu leisten. Als Flurschütz hatte er seine Acker in Pacht geben müssen, das bißchen Gartenland konnte er selbst bestellen. Die Schnappersgritt blieb wohl fürs erste im Haus. Sein Gusto war sie grade nicht. Von der konnte man auch sagen — wie von vielen Weibsleuten — lange Haare, kurzer Sinn. Doch griff sie tüchtig zu und hielt auf ein schmähhaft Essen. Zudem war er den ganzen Tag draußen. Das schlimmste war, wie man die Abende hinbringen sollte. Er war kein Wirtshausläufer, mußte sich höllisch in acht nehmen; denn trank er auch nur ein Glas über den Durst, holterdipolter! war der Teufel los. Darum hatte ihn seine Frau selig abends nicht fortgelassen. Und er war gern geblieben. Da las er ihr das Kreisblatt vor, von A bis Z und machte jeweilig den Krittelfaz. Dann lachte sie und sagte: Du bist ein Geschicklichkeitskrämer und schwapperst wie ein studierter Mann. Manchmal brachte der Kolportierer Melchior ein Buch aus der Stadt. Zuletzt eins, das hieß „Der Scharfrichter von Berlin“. Da watete man förmlich in Menschenblut. Schrecklich muß' es zugehen in dem Berlin. Eng rückte man zusammen und war froh, daß man so weit von dem Teufelsgepflüßnis war.

So ging gemach der Winter hin. Im Frühjahr und im Sommer verschlang die Arbeit alle überflüssigen Gedanken. Kein Unfriede wäre in ihre Ehehaft aufgekomen, hätte der Jakob nicht Anlaß zu Streit und Gezänk gegeben. Den Heimdacker hatte er schon als Dreikäsehoch auf den Strich. Die Mütter aber hielt ihm partu die Stange und meinte, ein junger Baum der lasse sich noch biegen. Prostemahlzeit! Der sich biegen. Gut, daß der Verdrußbub sein Bündel geschnürt hatte und Farbentlecker geworden war. Hier am Orte hätte er als Vater auf seinem Recht bestanden und ihn geherig zergauselt. —

(Fortsetzung folgt.)

In der Arbeitsstube.

Von A. Leontjew.

Ein ziemlich großes Zimmer mit heißer, durch die Ausdünstungen vieler Menschen verdorbener Luft. Darin drei lange Arbeitstische, rings mit Leisten versehen, um das Herabfallen der Spulchen, Nadeln und sonstigen Attribute des Schneiderhandwerks zu verhindern. Am ersten Tisch neben dem Fenster sitzen zwei Mädchen einander gegenüber und klüften eifrig. An demselben Tisch neben ihnen sitzen andre Mädchen, die sich tief über ihre Arbeit beugen und nur von Zeit zu Zeit dem Geflüster ihrer beiden Kolleginnen lauschen. Am zweiten Tisch stehen drei Mädchen und heften Stoff ans Futter; hier arbeiten auch die Lehrmädchen, welche eiligt aufspringen, sobald eine der älteren Arbeiterinnen sie anruft. Im Winkel endlich steht der dritte, zum Plätten bestimmte Tisch. Neben ihm, etwas von den Arbeiterinnen entfernt, sind zwei hölzerne Puppen mit fertigen Kleidern aufgestellt. Vor einer hellblauen Plüschrotunde, die vorsichtig über zwei Stühle gebreitet ist, kniet ein mageres, halberwachsendes Mädchen von zwölf Jahren und zieht sorgfältig die weißen Heftfäden aus, welche noch auf der Rotunde zu sehen sind. Es ist 12 Uhr nachts. Nur selten tönt von der Straße das Geräusch einer einsamen Nachts herauf. In der Werkstatt hört man keine Lieder, wie sie gewöhnlich in Abwesenheit der Prinzipalinnen gesungen werden. Auch die älteren Mädchen sind still geworden. In dieser Stille ist das Geräusch der Nadeln in der schweren Seide und das Klirren der Scheeren deutlich zu hören.

„Wo zum Teufel bleibt sie nur? Das Theater muß doch schon lange aus sein! . . . Katka, geh' mal an die Ecke und sieh, ob das Theater noch hell ist?“ sagt böse ein mehr aufgedunsenes, als dickes Mädchen, indem sie sich recht und gähmend an die Wand lehnt. „Sollte sie etwa noch irgendwohin zum Abendbrot gefahren sein? Dann kommt sie vor drei nicht nach Hause . . . Ja und wenn sie kommt, ist sie wieder betrunken und macht Skandal!“

„Ach was geht's mich an? Ich mache mir dies hier noch fertig und plätsche erst morgen . . . Ich werde sagen: es waren keine Kohlen da. Ich bin schon ohnedies zwei Nächte hiergeblieben“, sagt, ohne sich an jemand direkt zu wenden, die Arbeiterin Katja, ein Mädchen mit intelligentem Gesicht und gewandten Manieren.

„Na, Du gehst doch nicht nach Hause, um auszufahren? Hast Du wohl wieder mit Deinem Wladimir versprochen?“ bemerkt ein neben ihr stehendes, kleines, mageres Mädchen mit einem unehelichen, langen Gesicht, das die Zeichen hochgradiger Blutarmut aufweist.

„Was geht mich der Wladimir an? Er kauft und . . . überhaupt ich kümmere mich den Teufel um Wladimir!“

„Still, still! Was macht Ihr da für Matscherel, Herrschaften! Legt lieber zu Kuchen zusammen! Beim Konditor drüben ist noch offer, und ich habe vom Mittag fünf Kopelen übrig behalten. . . . Annuschka, Katascha! Wer will noch?“ wendet sich eine der älteren Arbeiterinnen an ihre Kolleginnen.

„Ich möchte schon, aber ich habe kein Geld — außer wenn mir eins der Lehrmädchen borgt. Manka, Anjutka! . . . Wo ist Katka?“

„Katka ging nach dem Theater sehen“, antwortet das Mädchen, welches noch immer vor der Plüschrotunde kniet.

„Dann borge Du mir was, Anjutka! Du hast heute sicherlich zwanzig Kopelen bekommen, als Du das Kleid zur Barones brachtest?“

„Ach, liebste Fräulein Katascha, lassen Sie mir doch das Geld! Fünfzig Kopelen Krankentasse muß ich ja bezahlen, hat Madame gesagt! Dies Jahr ist bald um, und dann muß ich wieder bezahlen.“ Jetzt öffnet sich geräuschvoll die Thür und läßt einen Strom latter Luft hinein.

„Das Theater ist schon dunkel, Fräulein Annuschka, und die Laternen davor sind ausgelöscht, also muß das Stück schon lange aus sein“, meldet die zurückgekehrte Katka.

„Das hab' ich mir gleich gedacht! . . . Hör mal, Katka, hast Du zehn Kopelen? Borge mir und Katascha! Ich bekomme bald Lohn, dann gebe ich Dir auch gleich die frühere Schuld ab. Wieviel bin ich Dir doch schuldig?“

„Fünfzehn Kopelen.“

„Schön. Dann gebe ich Dir also auf einmal zwanzig Kopelen ab.“

„Da haben Sie. Aber Sie müssen auch wiedergeben, liebste Fräulein, ja? Ich müßte eigentlich meine Schuhe schon lange reparieren lassen. Jetzt auf dem kurzen Wege sind mir die Füße fast erfroren.“

„Gut, gut. Soweit ich Lohn bekomme, kriegst Du Dein Geld; und wenn ich mir neue Stiefel laufe, schenke ich Dir meine alten . . . Du bist also durchgefroren, sagst Du? Na dann erwärme Dich! Und Du, Anjutka, lauf zum Konditor und laufe für fünfzehn Kopelen Kuchenkrümel. Suche aber solche Stücke mit Mandeln aus . . . Na, hörst Du oder bist Du etwa vor Deiner Rotunde eingeschlafen?“

„Gleich, gleich. Ich suche mir noch mein Tuch“ fährt die Angeredete auf, welche in der That über ihrer Arbeit eingeschlafen ist.

„Was meinst Du, Lisa: sollen wir auf Madame warten? Eilige Arbeit ist doch eigentlich keine da. Die ganze Woche sitzt man hier bis in die späte Nacht. Bis zum Feste werden wir bequem mit allem fertig. Wie denkst Du also?“ fragt die Nadelarbeiterin Katja.

„Die Bestellungen werden schon alle fertig werden, das glaube

ich wohl, aber „Ne“ selbst will ja auch noch ein Kleid haben; dann wird's wieder heißen: schnell, schnell. Natürlich! . . . Und wenn womöglich noch etwas zu ändern kommt, müssen wir wieder eine ganze Nacht sitzen.“

„Ich kann den Rücken gar nicht mehr gerade machen,“ sagt Mascha, die bis dahin geschwiegen hat. „Und das Korsett hilft auch nichts, wenn man sich immer so über die Arbeit beugen muß.“

Niemand antwortet. Gleichmäßig ergießt sich über die krummen Rücken und tiefgesenkten Köpfe das Licht aus den großen Lampen, die von der verräucherten, staubigen Balkendecke herabhängen. Eine unüberwindliche Müdigkeit und der Wunsch, diese verhaßte Stube verlassen zu dürfen, spricht aus allen Bewegungen der Arbeiterinnen.

„Da ist der Kuchen! Sehen Sie bloß, wieviel Kuchenkrümel mir die Büffettmamsell gegeben hat! Es sind auch ganze Stücke darunter, mit Schokolade; nur die Crème ist zerlaufen!“ ruft freudig die eintretende Anjutka, indem sie ein ziemlich umfangreiches Paket in grauem Papier in die Höhe hält.

„Gieb, gieb her! . . . So, da lieg' zum Teufel!“ sagt Annuschka, mit der einen Hand den Kuchen nehmend, mit der andern ihre fast beendigte Arbeit fortwerfend; sie thut dies übrigens ganz vorständig, daß die Arbeit nicht beschmutzt und zerwühlt wird. „Lisa, Katscha! Na, bitte sehr, meine Herrschaften!“ fordert sie auf.

„Gleich, gleich!“
„Ein tüchtiges Mädchen, unsre Anjutka! Das nehm' ich noch Kuchen! Na, nimm das für den Weg . . . Katja, Sascha, greift doch zu!“ wendet sich Lisa an die Mädchen, welche am andren Tisch arbeiten.

Allmählich sammeln sich die älteren Arbeiterinnen um den Kuchen.

„Lisa, werden Sie zum Maskenball nach der „Eremitage“ gehen?“

„Ja, ich habe auch schon ein Billet und auch ein ganz neues Kostüm. Letztes Jahr habe ich mich sehr gut amüsiert. Besonders mit Offizieren habe ich viel pouffiert. Einer, der mich schon oft gesehen hat, hat mich in meinem Kostüm gar nicht erkannt.“

„Ach das ist wohl der, mit dem Sie auch jetzt noch gehen?“

„Ja; damals wurden wir näher bekannt . . . Ich bin nicht so wie Sie, Annuschka . . . Natürlich, wenn's ein Käufer oder Kaufbold ist, dann läßt man ihn bald wieder laufen; aber wenns ein netter, bescheidener Mensch ist, warum denn nicht? Gott weiß, an wen man noch mal herangerät!“ —

„Erlauben Sie mir nach Hause zu gehen, Lisa. Ich bin mit meiner Arbeit fertig,“ sagt leise eins der Mädchen, welches bis dahin schweigend genäht hat.

Bei dieser Bitte richten sich alle Blicke erwartungsvoll auf die älteste Arbeiterin Lisa.

„Das geht doch aber nicht. Wenn ich Ihnen erlaube zu gehen, Sonja, dann wollen gleich alle gehen. Und was sagen wir morgen Madame?“

„Sollen wir denn die ganze Nacht arbeiten, was?“

„Man muß doch wenigstens einige Stunden ruhen! . . . Ausschlafen kann man ja so wie so nicht!“ ertönen mehrere Stimmen, denen man den lange zurückgehaltenen Zorn und die Empörung anmerkt.

„Na meinetwegen, Herrschaft — also Feierabend!“ sagt Lisa.

Die Arbeitsstube gerät in Bewegung. Die Mädchen räumen ihre Arbeiten vom Tisch, hängen die zusammengelegten Taillen sorgsam auf und entledigen sich ihrer improvisierten Schürzen — alte Tischtücher, deren Enden einfach in den Gürtel der Röde gesteckt werden.

Sie reinigen ihre Kleider nur so oberflächlich von den anhaftenden Fäden, und haften, eine hinter der anderen, in die neben der Arbeitsstube gelegene Küche, wo im Winkel, neben der Wasserleitung, ihre Oberkleider hängen. Einige waschen sich die Hände, ersüßchen sich das Gesicht mit kaltem Wasser und trocken sich an einem Handtuch von zweifelhafter Sauberkeit ab.

„Wer spricht da wieder Wasser auf die Erde? Womöglich auch noch Ihnen noch aufvischen!“ ertönt plötzlich irgendwo von oben her eine böse Stimme, und im nächsten Augenblick erscheint in der Thür des Gängebodens der große, zerzauste Kopf der Köchin.

„Schadet Dir gar nichts! Du hast viel zu viel Fett auf den Rippen! Arbeite Du mal so wie wir die ganze Nacht durch!“ antwortet grob die Rodarbeiterin Katja, welche sich schon gewaschen und abgetrocknet hat und nun eilig ihren kurzen Tuchmantel anzieht. „Matfchmaul!“ schickt sie ihr noch zum Abschied nach, als sie schon die Thür zur StraÙe öffnet.

„Kumtreiberin!“ bleibt ihr die Köchin nichts schuldig.

„Lohnt gar nicht, mit ihr anzufangen! Gehen wir, meine Herrschaften! — Wie lange noch, dann ist die Nacht vorbei. Und bis wir ins Bett kommen, dauert's auch noch 'ne Weile. Man hat wahrhaftig keine Zeit auszuschlafen!“

Die Mädchen betreten die StraÙe, indem sie noch im Gehen ihre Hüfte feststeden und gerade rücken. Eine kalte, eisige Luft weht ihnen ins Gesicht. Es ist angenehm, nach dem 18—19stündigen Aufenthalt in der Arbeitsstube mit ihrer von den vielen Menschen und dem Rauchdunst verdorbenen Atmosphäre diese kühle, die Seele erfrischende Luft zu atmen. Langsam schlendern die Mädchen über den Asphalt und dehnen behaglich ihre eingeschlafenen Glieder.

Aber in der Werkstatt ist die Arbeit noch lange nicht zu Ende. Die jungen Lehnmädchen steden die Kragen, Manschetten, Falbh-

und sonstigen kleine Sachen mit Nadeln an die Tapeten fest. Andre leiten die Stoffreste von der Erde auf und steden sie in bestimmte Kartons, die großen Stücke in diesen, die kleinen in jenen. Die Seidenfäden werden dem ältesten Lehnmädchen, der fünfzehnjährigen Katja, zum Aufbewahren übergeben.

„Anjutka, warum deckst Du nicht ein Laken über die Rotunde? Sie wird ja ganz staubig! . . . Hilf uns doch ein bißchen aufräumen!“ sagt das Lehnmädchen Wanta, während sie alle Stednadeln und Häfen sorgfältig von der Erde aufliest.

„Heute ist nicht mein Tag; ich habe gestern aufgeräumt,“ antwortet Anjutka.

„Sieh' mal an! Noch nicht ein Jahr in der Arbeitsstube und spricht auch schon von „Tag“! Das kann Dir wohl so passen: den ganzen Tag sitzen und bloß Heftfäden ausziehen? Aber zu was andrem, z. B. in die Magazine nach Proben zu laufen, bist Du ja noch nicht zu gebrauchen. Anstatt dankbar zu sein, wird das hier pagig! Soll ich nicht etwa noch für Dich den Tisch rein machen, damit Du Dich nachher darauf schlafen legen kannst?“

„Was schreist Du, Wanta? Lösch' lieber die Lampe da aus. Sie brennt so ungleich; gearbeitet wird ja doch nicht mehr; morgen giebt's wieder was, weil so viel Petroleum verbrannt ist!“ sagt Katja, indem sie aus dem Winkel zwischen zwei großen Nähmaschinen vorsichtig eine zusammengerollte Futtertaile hervorholt und die Nähte sorgfältig mit dem Fingernagel glättet. „Katka, sieh' doch, ich probiere meine Taile an: sitzt sie gut? Ich möchte sie gerne zu den Feiertagen fertig haben. Annuschka versprach mir zu zeigen, wie ich sie zusammennähen soll“, wendet sich Katja an ihre Altersgenossin.

„Ach laß' doch bis morgen! Es ist schon spät. Mich schläfert schrecklich . . .“

„Nein, nein, jetzt . . . eine Minute nur, Katka, Hebe!“

Mit diesen Worten wirft sie ihre ungeschickte, wollene Jacke ab, die augenscheinlich gar nicht für sie gemacht ist, entblößt ihre mageren, unentwickelten Schultern und zieht vorsichtig die steif stehende Futtertaile an.

„Na, wie sitzt sie? gut?“ fragt sie, die Vorderteile mit Stednadeln zusammensteden.

„Ja, 's geht, der Taillenschluß muß aber ein bißchen länger gemacht werden; ich werde Dir an der Stelle eine Stednadel anstecken. . . . Und womit wirst Du sie besetzen?“

„Zu Neujahr schickt man uns wahrscheinlich aus den Magazinen Bänder und Spitzen; da bekomme ich dann auch etwas. Ich bin das älteste Lehnmädchen. Madame hat mir was versprochen; damit besetze ich.“

„Wenn wir bis Weihnachten immer so lange arbeiten müssen wie heute, wann willst Du da zum Nähen kommen?“

„Am ersten Weihnachtstag mache ich's fertig; ich gehe ja doch nirgends hin. Uebrigens kann ich ja schon jetzt ein bißchen anfangen; vielleicht zeigt mir morgen jemand, wie ich den Stoff zuschneide. Und wenn ich die ganzen Nächte durchsitzen soll; zu Weihnachten hat mein Bruder versprochen, mit mir ins Theater zur Nachmittagsvorstellung zu gehen.“

„Du Glückliche! Ich war noch niemals im Theater. Wer weiß, ob ich überhaupt mal dahin komme. Wenn wenigstens meine Tante zu Besuch käme! Vielleicht kommt sie und nimmt mich zu den Feiertagen mit. Das wäre mal schön. Dann bräuhete ich kein Theater.“

„Komme doch an den Feiertagen zu uns, wenn Deine Tante Dich nicht mitnimmt; meine Mutter ist gut.“

„Danke schön. Aber jetzt gehe ich wirklich schlafen. Ich kann kaum noch auf den Beinen stehen. Ich mache Dein Bett auch gleich auf und nehme eine Weile Deine Decke; meine ist so kalt!“
„Gut!“

Als Katka sich auf dem Gängeboden nicht weit von der Köchin schlafen legt und die Decke über den Kopf zieht, schlägt es irgendwo drei. Lange dreht sie sich von einer Seite zur andern und sucht ihre durchgefrorenen FüÙe zu erwärmen, während sie davon träumt, wie schön es wäre, die Feiertage mit ihrer Tante, der einzigen nahen Verwandten in dieser großen Stadt, zu verleben. Sie beginnt gerade einzuschlafen, als sie neben sich Radja hört, welche jetzt auch zu Bett geht.

Eine Weile später ist alles still.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

K. Auf den Journalismus im alten Rom werfen neue Entdeckungen ein interessantes Licht, über die ein englischer Korrespondent aus Rom berichtet: Das alte Rom hatte seine Tageszeitung, die in ihrem Inhalt eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Blättern von heute hatte. Man hat jetzt Tafeln entdeckt, die in das Zeitungswesen des alten Rom eine neue Einsicht gewähren. Sie zeigen, daß die „Acta Diurna Urbis“ in jedem Teile Roms und in den Provinzen cirkuliert haben müssen. Sie wurden jeden Morgen im Forum öffentlich bekannt gemacht, abgeschrieben und im Argiletum verkauft. Die „Acta“ waren sowohl Staatsanzeiger wie ein Blatt für vermischte Nachrichten; sie druckten die Gesetze des Kaisers, die Verordnungen des Senats, die Namen der neu eintretenden Beamten, eine Liste der Postkötter, die eine Audienz beim

Kaiser oder eine Einladung zu seinen Festen hatten, die Opfer für die Götter, die Spiele im Circus, Geburten, Heiraten, Scheidungen und Todesfälle berühmter Leute und allgemeines Tagesgespräch. „Schöner Stil“ war nicht die Stärke dieser alten Chronisten. Trockene Berichte schienen ihnen gut genug. Phantasiegeipinst und Thatsachen scheinen unparteiisch nebeneinander berichtet worden zu sein. Neben dem Bericht einer Schlägerei kann man eine kurze Geschichte eines wunderbaren Phönix finden, der bei Rom entdeckt worden sein sollte. Plinius schrieb für die „Acta“; er besaß außer andern Eigenschaften für jene Stellung eine lebhaftere Einbildungskraft. Die Geschichte von dem Phönix stammt von ihm; nebenbei bemerkt, scheint sie der direkte Vorfahr der Fabel von der Seeschlange zu sein. Plinius teilt in einer andern Nummer der „Acta“ den Bericht über ein interessantes Wunder mit. Er erzählt, daß während der Verhandlung Nilos wegen des Mordes von Clodius ein Schauer gebrochener Ziegel in mehreren Theilen der Stadt niederfiel. Die „Acta“ wurden von den gelehrten Männern jener Zeit häufig benutzt. Frühere Nummern wurden in einer Bibliothek niedergelegt, die Gelehrten und Dichtern zugänglich war. Suetonius schöpfte daraus, als er das Leben der zwölf Kaiser schrieb, und den Geburtstag des Liberius, den Geburtsort Caligulas, die drei von Claudius dem römischen Alphabet hinzugefügten Letztern und die Vergöttlichung Domitians darin fand. Tacitus hat seine Beschreibung des Leichenbegängnisses des Germanicus und der Apotheose des Claudius aus den „Acta“ abgeschrieben. Auch die Debatten im Senat, als dem Nero ein Tempel errichtet werden sollte, und als der Senator Thraßens entriestet gegen die Schurkerei seiner Kollegen protestierte, die zu Neros Matternord Beifall klatschten, hat Tacitus daraus entnommen. Dion erzählt aus derselben Quelle die Siege des Commodus im Amphitheater. Als Beispiel seien die kurzen Nachrichten aus einem undatierten Exemplar der „Acta“ angeführt; es zeigt, daß die alte Zeitung Roms wirklich ein Vorfahr der heutigen Tagesblätter gewesen ist. Es heißt da: „Der Konul Savinius wird heute die Pflichten seines Amtes übernehmen. — Ein heftiges Gewitter entlud sich gestern über der Stadt. Ein Blitzstrahl schlug nachmittags in eine Ecke in der Nachbarschaft der Velia. — Eine verhängnisvolle Schlägerei fand in dem Varen-Weinhaus nahe dem Janusaltar statt. Der Wirt ist gefährlich verwundet. — Der Medice Tintianus fällte ein Urteil über jene Schlächter, die offenkundig dem Volke Fleisch verkaufen, das nicht vorher der Aufsicht unterlegen hatte. Die Geldstrafen werden der Errichtung eines Altars gewidmet werden. — Der Geldwechsler Anfidius, der unter dem Zeichen des Schildes der Gimbler sein Geschäft betrieb, ist mit einer großen Geldsumme geflohen. Er wurde sofort verfolgt und gefangen und das Geld bei ihm gefunden. Der Prätor Fontenius befahl, daß das Geld den Bürgern, die bei ihm ihre Fonds deponiert hatten, wiedergegeben wurde. — Der Räuber Demiphon, der kürzlich gefangen genommen wurde, wurde heute morgen gekreuzigt.“

Musik.

Vor drei Wochen begrüßten wir eine ältere Operette Adolf Müllers, des Sohnes, wieder. Nun kommt die Nachricht, daß der Komponist des „Hofnarren“, der ehemalige Kapellmeister in Rotterdam und zu Wien im Theater an der Wien, am 14. d. Mts. im 63. Lebensjahre gestorben ist. Das bedeutet nun weder ein musikhistorisches Ereignis, noch soll es uns zu einem Rückblick auf die Geschichte der Operette verleiten. Allein, auffallen muß uns bei dieser Gelegenheit doch, daß wir einen Mann nach dem andern aus der Musikgeschichte hinwegsterben und nur selten einen in sie eintreten sehen. Mögen da auch Beobachtungsfehler mitspielen; sicherlich ist doch der Nachwuchs an durchdringenden Komponisten, zumal auf dramatischem Gebiete, dürftig. Und daran muß der Gesamtgeist unsrer Musikpflege jedenfalls mit Schuld sein.

Wehr als über Mangel an guten Komponisten wird über Mangel an guten Gesangskräften gellagt. Vom idealsten Standpunkt aus gewiß mit Recht. Bei nur einiger Nachsicht ist jedoch die Sache nicht so schlimm. In Berlin lernt man immer wieder neue und ältere Gesangskräfte kennen, die manches Tüchtige leisten. Frau Kammerjangerin A. Nielle, die wir vorgestern (Sonntag) im Theater des Westens als Donna Anna im „Don Juan“ hörten, ist trotz einer nicht mehr großen Frische der Stimme doch jedenfalls ein guter dramatischer Sopran. Ihre Stimme ist nicht leicht zu beschreiben. An der Breite oder Fülle und auch an der nötigen Freiheit und Leichtigkeit des Tones fehlt es im wesentlichen nicht. Dagegen stören ein etwas zu weiches Zusammenziehen der Töne und ein zu starkes Färben derselben nach dem Total A. Das würde an sich noch nicht auch ein zu helles und zu flaches Gestalten des Klanges bedeuten; thatsächlich neigt er allerdings auch nach dieser Richtung. Wozu noch eine zu geringe Schärfe der Konsonanten kommt. In Summa konnte man sich aber trotzdem an dieser Stimme erfreuen, zumal im Vergleich mit einigen Partnern, die von jenen Vorzügen wenig besitzen. Von Marie Reumann (Donna Elvira) hatten wir zu Saisonbeginn in einer andern Rolle den Eindruck empfangen, daß der Anseh ein eines Mangels an Stimme und an Stimmschulung gegenüber der Schwierigkeit der Aufgabe möglicherweise täusche; diesmal war es jedoch evident, daß dieser nicht üble lyrische Sopran an Ausbildung nicht zureicht; die Töne kommen nicht frei heraus und sind in der Tiefe ohne Qualität. Auch der Tenor Desider Kranz hat nichts hinzugelern: seine Töne sind gedrückt, und daß

Verantwortlicher Redacteur: Carl Reid in Berlin.

aus der unbehauglich passiven Rolle des Ottavio doch noch etwas zu machen ist, erfährt man durch ihn am wenigsten. Ein profunderer Haß als der von Max Birckholz ist für die mythische Rolle des Komtur jedenfalls zu wünschen. Fr. S. Mitterlein als Masetto war ganz nett, Hermann Steffens als Leporello stimmkräftig wie immer, an dummen Späßen zum Gluck verhindert, für den Humor der Rolle jedoch wegen Eintönigkeit der Klangfarbe unzulänglich. Vorzüglich bewährte sich wieder (als Zerline) Lina Doninger: sie singt nicht nur schöner, sondern auch charakteristischer als die meisten übrigen. Orchester: die gewöhnliche Spielweise von heute. Inszenierung: reich an Widersprüchen und Missionsstörungen. Gesamthaltung: recht anerkenntenswert, schon wegen Ertrag der Dialoge durch die (am Klavier begleiteten) Recitative. Diese bessere Haltung war vielleicht ein Einfluß des berühmten Hauptgastes des Abends: Francisco d'Andrades. Sein „Don Juan“ ist längst eines der bewundernswürdigsten Kunstwerke. Man mag hier noch mehr als sonst eine sinnlichere Schönheit des Tones vernimmen: wie jedoch der Künstler dieses Material verwertet, ist ganz einzig anzuhören. Wie er jeden Satz, den er singt, durch einen erstaunlichen Reichtum an Klangfarben und an Nuancierung der Stärke gleichsam erläutert, so natürlich, daß man es glauben muß, daß wird vielleicht einem mehr das intuitive Liebenden Geschmaek zu analytisch, sagen wir selbst: zu sehr docierend sein — die Wirkung ist doch von der höchsten Vollkommenheit. Das verlangte Da capo des „Horch auf den Klang der Zither“ sang er ansatzweise deutsch, und zwar so gut, daß man sein sonstiges Italienisch um so mehr bedauert. Und wie er dazu das Mandolinenspiel markierte! Im Orchester zirpte natürlich die Geige, trotz Mozarts Vorjahrft und trotz dessen, daß — wenn ich nicht irre — in München die Mandoline hier endlich wieder eingefügt ist. — sz.

Humoristisches.

- Menage = Anbesserung. „Donnerwetter nochmal, heut war aber die Suppe gut und voller Fettungen!“
- „Aha! Dös glab il Heunt is aber a Oberloch sei Pomadibäckchen in Kessel einig'fall'n!“ — („Simpl.“)
- Boshaft. Herr Anorrig, der Mann einer ältlichen, immer sehr herabgeputzten und geschminkten Dame, war mit seinem Compagnon, welcher ein blühendes, junges Weibchen hat, auf dem Ball. „Nun,“ sagt er am andern Morgen herablassend zu dem jüngeren Geschäftsteilhaber, „wir zwei konnten zufrieden sein. Unse Frauen waren gestern reizend!“
- „So,“ erwiderte der andre, ärgerlich über die Zusammenstellung, „meine ist's noch heute!“ —

Notizen.

- Im Berliner Theater sind für die zweite Hälfte der Spielzeit vier Stücke als Sondervorstellungen in Aussicht genommen, zwei alte und zwei moderne; von Lucian, H. L. Wagner („Die Kindermörderin“, 1776), „Die Könige“ von Korff, Holm und „Don Juans Höllequalen“ von Ferdinand v. Hornstein. Von den satirischen Geprüden Lucians hat Paul Lindau drei der berühmtesten: „Simon, der Menschenhaffer“, „Der Hahn oder der Traum des Saufstüßers“ und „Die Ueberfahrt oder der Thron“ ausgewählt und unter Jugrumbelugung der Uebersetzungen von Wieland und Späteren für die Bühne bearbeitet. — Für die regelmäßigen Abendvorstellungen sind zunächst in Aussicht genommen: „Maria von Schottland, erster Teil Daracht“ von Björnsterne Björuson (in neuer Bearbeitung) und „Wienerinnen“ von Hermann Bahr. —
- Volières Lustspiel „Amphitryon“ wird in diesem Winter, in der Fuda'schen Uebersetzung im Lessing-Theater aufgeführt werden. Auch „Der eingebildete Kranke“, mit Schönfeld und Jenny Groß in den Hauptrollen, wird gegeben werden. —
- Erich Schlaikfers dreialtliche Komödie „Des Pastors Riete“ wird am königlichen Schauspielhaus in Dresden im Februar die erste Aufführung erleben. —
- Strindbergs „Osten“ wird anfangs Januar im Münchener Schauspielhaus in Scene gehen. —
- Musikdirektor Theodor Gerlach wird das Orchester des Trianon-Theaters dirigieren. Die Eröffnung dieser Bühne ist jetzt wieder einmal auf den 1. Weihnachtstag angeetzt. —
- Professor Friedrich Kallmorgen aus Karlsruhe wird der Nachfolger Eugen Drachis als Leiter des Ateliers für Landschaftsmalerei an der Berliner Kunsthochschule. —
- Der Bau eines Künstlerhauses in Dresden ist von der jetzt wieder geeinigten Dresdener Kunstgenossenschaft beschlossen worden. Das Haus soll nur für Ausstellungen, nicht für gesellschaftliche Zwecke dienen. —
- Professor Behring will den ihm zugefallenen Nobel-Preis dazu verwenden, den Beweis für die Möglichkeit und praktische Durchführbarkeit einer Bekämpfung der Kinderüberdulos auf dem Wege der Pasteur'schen Schutzimpfung zu führen. —

Druck und Verlag von Max Bading in Berlin.